18 — Illustriertes Sonntagsblatt — 1901
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Lady Dianas Geheimnis.

Von Fl. Marryat. Autorisierte Uebersetzung von M. Walter.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin machte nach dieser Erklärung der alten Dienerin ein sehr ungnädiges Gesicht. „Sie sehen, Mr. Aschfold," sagte sie ärgerlich, „wir sind der Lösung um keinen Schritt nähergekommen. Diese alte Person kann oder will uns keinen Aufschluß über die Herkunft Antonys geben, und so bleibt mir nichts weiter übrig, als anzunehmen, daß er ein illegitimer Sohn meines Gatten ist."

„Nein, nein!" fiel ihr Mrs. Matthews fast heftig ins Wort, „ich weiß bestimmt, daß dies nicht der Fall ist."

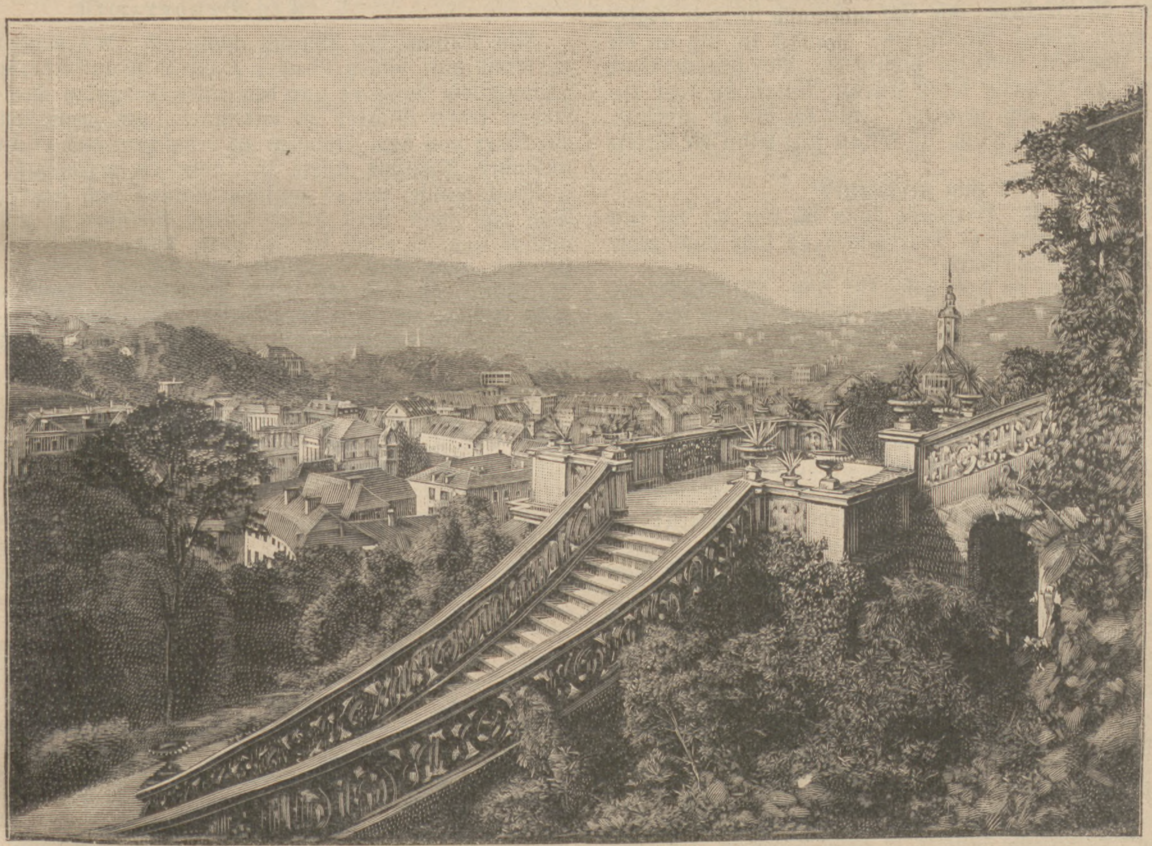
„Wollen Mylady mir erlauben, einige Fragen an die Frau zu stellen?" fragte jetzt der Advokat. „Mrs. Matthews, Sie kannten natürlich die Schwester des Lord, Lady Diana, und wissen auch, was vorgefallen?"

„Ob ich sie kannte? Habe ich sie nicht großgezogen und geliebt, wie mein eigenes Kind? Sie war zehn Jahre jünger wie ihr Bruder. Gott habe sie beide selig!"

„Nun, so hören Sie mir zu, Mrs. Matthews," fuhr der Advokat mit erhobener Stimme fort, „und beantworten Sie mir ehrlich meine Frage. Wissen Sie, ob Mr. Antony etwa der Sohn Lady Diana Melstroms ist?"

Bei diesen Worten wurde die alte Frau dunkelrot vor Entrüstung; einen Schritt vortretend sagte sie mit halberstickter Stimme: „O nein, Herr, wie können Sie nur so etwas sagen? Sie haben kein Recht, meine arme, tote Herrin so grundlos zu verleumden!"

„Mrs. Matthews!" rief die Gräfin gebieterisch dazwischen, „Sie scheinen zu vergessen!"



Schloßterrasse in Baden-Baden. (Mit Text.)

„Ach, Verzeihung, Mylady!" entschuldigte sich die Dienerin, „aber es ist so grausam — gegen eine Tote!" Und ihr Gesicht in den Händen verbergend, sank sie, vor Aufregung zitternd, auf den Stuhl.

„Ich sehe keine Verleumdung darin, gute Frau!" sagte Mr. Aschfold, sie zu beruhigen. „Lady Diana hielt sich für eine verheiratete Frau, — sie ist daher nicht zu tadeln. Aber ich habe kürzlich Nachforschungen angestellt und herausgefunden, daß Lady Diana, nachdem sie sich in den Schutz ihres Bruders begeben hatte, einem Kinde das Leben schenkte, ein Ereignis, das der Lord, aus Rücksicht für den Ruf seiner Schwester, vor der Welt zu verhehlen suchte. Jedenfalls hat er die Umgebung der Lady zu der Aussage bestochen, das Kind sei kurz nach der Geburt gestorben und hat es dann heimlich auf seine Kosten erziehen lassen. Lady Diana soll bald darauf in Rom oder Florenz gestorben sein. Als der Lord später, um Ihr Leben zu retten, Mylady, ein Kind als Ersatz seines toten Sohnes brauchte, war es wohl natürlich, daß er diesen Neffen annahm. Ich wenigstens zweifle nicht daran!"

Er wurde durch ein leises Stöhnen unterbrochen, und als er sich umwandte, sah er, daß die Gesellschafterin ohnmächtig in den Sessel zurückgesunken war.

„Ich dachte es gleich!" murmelte er, „die Hitze in diesem Zimmer war zu groß für sie!"

Lady Culwarren war erschrocken aufgesprungen und bemühte sich im Verein mit der Dienerin, die Besinnungslose zu sich zu bringen. „So helfen Sie uns doch, Mr. Aschfold!" rief sie dem Anwalt zu, „klingeln Sie, daß man Wasser bringt. Es ist nur Ihre Schuld! Sie hätten die Geschichte in der halben Zeit vorbringen können!"

„Lassen Sie mich sie auf ihr Zimmer bringen, Mylady!" bat Mrs. Matthews, die heftig zitterte, „ich habe diese Anfälle schon öfter bei ihr gesehen und weiß, daß nur Ruhe hier helfen kann."

Da die alte Dienerin seit jeher im Schloß als Autorität in medizinischen Angelegenheiten galt, so fügte sich die Gräfin ihren Anordnungen; sie ließ Miß Paget auf ihr Zimmer bringen und setzte dann ihre Beratung mit dem Advokaten fort.

Unterdessen war Mrs. Matthews eifrig um die noch immer ohnmächtige Gesellschafterin bemüht. Nachdem sie sie auf ihr Lager gebettet, löste sie ihr die Kleidung und nahm ihr das Mullhäubchen

ab, wobei eine Fülle prächtigen goldblonden Haares sichtbar ward. Dann benetzte sie ihr Stirn und Schläfen so lange mit Wasser, bis sie endlich die Augen öffnete, sich halb aufrichtete und verwundert um sich schaute. Allmählich schien ihr die Erinnerung wiederzukehren, denn sie wandte sich mit dem Ausdruck des Schreckens zu ihrer Pflegerin: „Matthews, haben sie mich ausfindig gemacht? Kennt dieser Mann mich?"

„Nein, nein, meine Liebe!" erwiderte die Alte hastig. „Niemand weiß es. Legen Sie sich nur ruhig hin!"

„O, jetzt weiß ich es, Matthews! Sie sprachen von Antony! Kommt, gesteht mir die Wahrheit, hat dieser Mann gelogen, oder ist Antony Melstrom das Kind, von dem Ihr mir gesagt, es habe nie geatmet?"

„O, meine liebe Lady, was soll ich Ihnen darauf antworten?" entgegnete die Dienerin in sichtlicher Verwirrung.

„Die Wahrheit, nichts als die Wahrheit!" war die ungeduldige Erwiderung. „Ihr wißt um die Sache und bei Gott, ich erwürge Euch, wenn Ihr es mir nicht sagt!"

Sie sah so drohend aus in ihrer leidenschaftlichen Erregung, aus ihren Augen brach ein so wilder, qualvoller Blick hungernder Mutterliebe, daß die Alte erschreckt zurückwich.

„Ich kann nicht, Mylady!" stammelte sie, „ich habe einen Eid geschworen, das Geheimnis nie zu verraten. Wollen Sie mich meineidig machen?"

„Aber mein Bruder dachte ja nicht daran, daß andere es ergründen würden. Matthews, im Namen meines toten Bruders spreche ich Euch von dem Schwure los! Und nun, um Gottes willen, quält mich nicht länger — sagt mir die Wahrheit."

„Ich kann es Ihnen nicht verweigern, Mylady! Ja, Antony ist Ihr Kind. Auf Mylords Befehl nahm ich ihn von Ihrer Seite weg und übergab ihn meiner Schwester, bis er nach Gardenholm gebracht wurde, um Lady Culwarrens toten Sohn zu ersetzen. Aber bitte, vergessen Sie nicht, daß es auf Befehl Ihres Bruders geschah und daß wir beide glaubten, es sei so am besten für Ihre fernere Zukunft."

Miß Paget schien die letzten Worte nicht gehört zu haben. Sie war von ihrem Lager aufgesprungen, und unfähig, den entfesselten Sturm ihrer Gefühle zu beherrschen, ging sie heftig erregt im Zimmer auf und ab.

„Mein Kind!" murmelte sie. „Antony mein Kind! Wie konnten Sie es wagen, mir weiß zu machen, daß es tot sei! O, jetzt begreife ich, warum es mich immer so mächtig zu ihm hinzog! Es war die Kraft der Mutterliebe, die sich unbewußt in mir regte! O, mein Kind, mein Sohn! Matthews," wandte sie sich an die alte Dienerin, die ängstlich nach ihr hinblickte, „Ihr braucht Euch nicht zu fürchten! Ich verzeihe Euch Eueren Anteil an dem Betrug — Ihr habt es ja gut gemeint. Und ich bin so glücklich, daß mein Kind lebt — so glücklich, ich könnte jetzt selbst die bittere Vergangenheit segnen."

„Doch, Mylady, was wird nun geschehen?"

„Ich weiß es noch nicht. Vorläufig kann ich nur an das eine denken — daß er mir gehört. O Matthews, es war doch grausam, mir mein Kind wegzunehmen!"

„Aber wir dachten, es sei das beste für Sie, Mylady!" entschuldigte sich die Alte schluchzend. „Ihr Bruder wollte Sie vor weiterer Sorge bewahren, und als er Sie nach einigen Jahren hierherbrachte, ließ er mich schwören, Ihnen nie zu verraten, daß Antony Ihr Sohn sei."

„Mein Bruder hatte die besten Absichten, aber es war doch eine Grausamkeit. Das Recht einer Mutter sollte unantastbar sein. Jetzt verstehe ich auch, weshalb er mich unter anderem Namen hierher zu meinem Sohne brachte! Und als er im Sterben lag, hat er mich so oft gebeten, Antony zu lieben, zu behüten! O, welches Glück, daß ich meinen Liebling wieder habe; doch, o mein Gott!" rief sie, sich plötzlich besinnend, „ich darf mich ihm ja nicht zu erkennen geben, darf niemals das süße Wort „Mutter" von seinen Lippen vernehmen! Matthews, wie soll ich das ertragen?"

„Sie waren bisher so stark und tapfer, Mylady, — um seinetwillen bleiben Sie mutig!"

„Ihr wißt aber nicht, welche Qual es ist, in seiner Nähe zu sein, seine liebe Stimme zu hören, in seine fröhlichen, treuen Augen zu schauen, ihn von anderen loben zu hören und nicht sagen zu dürfen: „Er gehört mir!" All die bitteren Jahre, die ich in trauriger Hoffnungslosigkeit dahingelebt, sind nichts gegen diese Marter! Meine Buße beginnt erst jetzt!" Und von Schmerz übermannt, brach die unglückliche Mutter in heiße Thränen aus. Bestürzt über diesen Ausbruch der Verzweiflung, den sie bei ihrer Herrin nicht erwartet hatte, trat die alte Dienerin auf die Weinende zu. „Fassen Sie sich, Mylady!" bat sie mit eindringlicher Stimme, „Sie dürfen und werden sich nicht verraten! Denken Sie an Ihre Ehre und an diejenige Mr. Antonys! Was würde aus uns allen werden, wenn Sie Ihren wahren Namen enthüllen wollten!"

Die Worte waren gut gemeint, aber aus dem Munde der Untergebenen schienen sie Lady Diana zu verletzen. Der ganze Stolz der Aristokratin, der so lange unter dem Joch der Abhängigkeit geschlummert hatte, regte sich wieder in dem Herzen der Gesellschafterin, als sie abweisend erwiderte: „Ihr braucht mich nicht an meine Pflicht zu erinnern, Matthews! Einmal habe ich mich vergessen, aber es soll nie wieder geschehen. Lady Diana Melstrom ist tot, — unter dem fernen Himmel Italiens liegt sie begraben. Ihr braucht nicht zu fürchten, daß sie je ins Leben zurückkehrt. Mag mein Herz auch brechen, Matthews, mein Kind soll nie über seine Mutter zu erröten haben! Mögen seine Eltern ihm auch ferner unbekannt bleiben! Meine Lippen werden nicht den Stempel des Bastards auf seine unschuldige Stirne drücken!"

„O, Mylady!" jammerte die Alte, „wird es nicht Ihre Kräfte übersteigen?"

„Ich werde es zu ertragen suchen, so lange es geht, einmal wird der Tod mich ja von allen Qualen erlösen. Und nun geht, Matthews, ich muß allein sein."

„Soll ich Lady Culwarren etwas ausrichten?"

„Ja, sagt ihr, es ginge mir besser, ich sei aber noch schwach und wolle mit ihrer Erlaubnis bis zum Abend hier bleiben. Sorgt, bitte, daß mich niemand stört, auch Lily nicht — ich will ganz allein sein!"

Die Dienerin verließ das Zimmer und Miß Paget trat ins offene Fenster, um die heiße Stirn im leisen Windhauch zu kühlen und das Zucken ihres Herzens zu beschwichtigen.

Vom Park herauf klangen helle Stimmen, heiteres Lachen und Scherzen. Ueber das Gesicht der Gesellschafterin flog ein trauriges Lächeln. „So lachte ich auch einst!" murmelte sie vor sich hin, „und so scherzte ich, bis er meinen Weg kreuzte und all meine Fröhlichkeit in Elend verwandelte!"

Eine Stimme, heller und lauter als die übrigen, wurde jetzt hörbar. Miß Paget erkannte sie sofort, es war diejenige Antonys, der mit Lilian Osprey sprach. Das Herz der Mutter begann heftig zu klopfen, und dem ersten Impuls folgend, lehnte sie sich vor, um das geliebte Antlitz des neugewonnenen Sohnes zu schauen. Aber plötzlich überkam sie ein Gefühl der Furcht; sie trat hastig zurück, und die Hände vor das Gesicht schlagend, sank sie wie gebrochen in einen Sessel. „Ich kann meinem eigenen Kinde nicht ins Auge schauen!" stöhnte sie. „Barmherziger Himmel, habe Mitleid mit mir! Meine Strafe ist schwerer, als ich zu tragen vermag!"

7. Ein Bruderzwist.

Als Antony den Wunsch aussprach, das neue Billardzimmer zu sehen und seinen Bruder sowie Lily aufforderte, ihn dorthin zu begleiten, hatte er nur den einen Gedanken, den beobachtenden Augen seiner Mutter zu entrinnen, um wenigstens einen Blick, ein Wort von dem Mädchen zu erhaschen, das er liebte. Die Anwesenheit Philipps störte ihn nicht im geringsten, weil derselbe ja längst wußte, wie es zwischen Antony und seiner Cousine stand. Daß das sonst stets heitere junge Mädchen so still und bedrückt aussah und jedesmal tief errötete, wenn der Blick ihres Vetters sie traf, war Antony aufgefallen, und es drängte ihn daher, zu ergründen, ob während seiner Abwesenheit irgend etwas oder irgend jemand zwischen sie getreten war. Der junge Lord bemerkte die Unruhe seines Bruders; er erriet den Grund und sann darüber nach, wie er es ihm beibringen solle, daß er seine Ansprüche auf Lilys Hand aufgeben müsse.

Lady Culwarren hatte ihrem Sohn wohl zugeflüstert, es sei alles in Ordnung und er möge Lily als seine Braut betrachten, aber etwas in Lilys Benehmen ließ ihn an den Worten seiner Mutter zweifeln.

Kaum hatten die beiden Brüder mit ihrer Cousine das Zimmer verlassen, so bot Antony Lily den Arm, doch im selben Augenblick that Lord Culwarren dasselbe. In höchster Verlegenheit zog das junge Mädchen die Hand zurück. „Ich danke!" sagte sie verwirrt, „ich will lieber nicht, — Tante Emily ist darin so eigentümlich."

„Beim Himmel, das muß sie allerdings sein!" versetzte Antony lachend. „Was kann sie dagegen haben, wenn Du Deinem Vetter den Arm giebst? Ich habe Dich so lange entbehrt, Lily, daß ich mein Recht jetzt nicht aufgeben werde. Man sollte wirklich meinen, wir begegneten uns heute zum erstenmal!"

„Jedenfalls hast Du aber keinen Grund, mir Deinen Arm zu verweigern," warf Philipp bedeutungsvoll ein.

Antony sah sie verwundert an und begann dann ein Gespräch mit seinem Bruder: „Nun, alter Junge, sind wir endlich wieder einmal beisammen! Ich möchte wissen, ob Du mich so verändert findest, wie ich Dich, — wahrhaftig, ich hätte Dich auf der Straße nicht erkannt mit Deinem Schnurrbart und langen Haar. Ist das die neueste Mode? Und was macht Deine Schriftstellerei? An der Eisenbahnstation sah ich Deinen Namen in großen Buchstaben gedruckt."

„Ganz recht!" erwiderte der junge Lord in widerstrebendem Ton. „Ich fange allmählich an, bekannt zu werden. Mein Gott, man muß doch etwas thun, und seit die königliche Familie selbst mit Musizieren, Malen und Schreiben sich beschäftigt, dürfen wir darin doch nicht zurückbleiben."

„Das stimmt!" nickte Antony. „Doch, wie fängst Du es an? Wer schreibt die Bücher für Dich?"

„Wie kannst Du so etwas fragen?" rief der andere entrüstet. „Ich schreibe sie natürlich selbst. Jedermann versteht das nicht, aber wenn man sich in der Gesellschaft bewegt, ist es nicht schwer. Man hört so mancherlei Geschichten; man merkt sie sich, schmückt sie mit eigener Phantasie aus, setzt erdichtete Namen für die wirklichen — und der Roman aus dem Leben ist fertig. Je durchsichtiger dabei der Schleier ist, den man über die Personen wirft, je eifriger stürzt sich das Publikum auf das Buch, und man kann auf diese Weise bedeutende Erfolge erzielen."

„Um die ich keinen Schriftsteller beneiden würde," unterbrach ihn Antony rasch. „Mir gefällt diese Art des Schreibens nicht, — ja, ich halte es sogar für wenig nobel, die Schwächen seiner Bekannten auf diese Art bloßzustellen, oder lächerlich zu machen. Wie denkst Du darüber, kleine Lily?" wandte er sich an seine Cousine. „Was fehlt Dir? Bist Du krank?"

„O nein, ich fühle mich ganz wohl."

„Du siehst aber so blaß aus!" fuhr er fort, sie aufmerksam betrachtend. „Ist Dir vielleicht unangenehm, daß der nichtsnutzige Tony zurückgekehrt ist?"

Lily errötete. „O nein!" stammelte sie schüchtern.

„Ohne das Verbot meiner Mutter wäre ich auch schon längst wieder hier," bemerkte Antony eifrig, „Du weißt ja nicht, wie sehr ich mich nach Gardenholm gesehnt habe. Aber es war besser, zu warten, bis ich die Freiheit erlangte. Hast Du vergessen, Lily, daß ich heute majorenn geworden bin?"

„Nein!" wiederholte sie in sichtlicher Verwirrung.

„Und ich werde jetzt meine Erbschaft antreten, einerlei, ob es anderen recht ist oder nicht!" versetzte Melstrom stolz.

„Deine Erbschaft?" warf hier der junge Graf stirnrunzelnd ein. „Ich weiß nichts von dem Vorhandensein einer solchen."

„Lily weiß es!" erwiderte Antony heiter. „Wir zwei haben oft davon gesprochen, und es genügt vollkommen, daß wir es wissen."

„So," fuhr Philipp gereizt auf. „Ich dächte, als Dein Bruder hätte ich doch auch ein Recht — —"

Weiter kam er nicht, denn Lily unterbrach ihn rasch mit der Frage, ob es nicht besser sei, wenn sie zur Tante ginge, die sicher ihrer bedürfe.

Der Lord stimmte ihr bei, Antony aber machte ein enttäuschtes Gesicht. „Wie, Du willst fort, Lily?" rief er unmutig. „Wie schade! Nun, ich werde Dich später sehen, denn ich muß Dich sprechen, ehe die Sonne untergeht."

Er nickte ihr bedeutsam zu, aber sie wagte nicht, seinen Blick zu erwidern, sondern lief eilig davon. Schweigend betraten die Brüder das Billardzimmer, dessen prächtige, gediegene Ausstattung Antony einen Ausruf der Bewunderung entlockte. „Ah, wie wird das erst Fosbrooke gefallen!" murmelte er vor sich hin.

Der Lord fing das Wort auf. „Wer ist eigentlich dieser Fosbrooke?" fragte er in nachlässigem Ton. „Wohl einer von denen, die man mehr nach ihrem Wert, als ihrer Geburt schätzen soll?"

„Er ist von ebenso guter Herkunft, wie wir," entgegnete Antony rasch, „darauf möchte ich schwören. Was hingegen seinen Wert betrifft," — er lachte leise vor sich hin, „armer Fosbrooke! Er war außerordentlich gut gegen mich, der beste Freund, den ich je gehabt, aber für seine Achtbarkeit wage ich nicht, völlig einzustehen, trotzdem er in jedem Wort und jeder Bewegung den Edelmann verrät."

„Wer sind seine Verwandte?"

„Ich habe ihn nie gefragt, und er selbst ist in Bezug auf seine Familie sehr verschlossen."

„Dann begreife ich nicht, wie Du solch einen Mann, den Du gar nicht näher kennst, hierherbringen konntest. Er ist sicher ein Schwindler."

„Nein, Philipp, das ist er nicht! So einfältig, wie Du zu glauben scheinst, bin ich doch nicht. Fosbrooke hat in den besten Häusern Roms Zutritt und verkehrt mit der ganzen adeligen Gesellschaft. Ich habe sofort erkannt, daß er ein gebildeter Mann ist. Er mag etwas leichtsinnig und abenteuerlich sein, das gebe ich zu — und ein lustiges Leben der häuslichen Ehrbarkeit vorziehen, aber er ist dabei ein edler, hochherziger Charakter, bei den Männern beliebt und von den Frauen verwöhnt."

„Und doch hast Du ihn nie über seine Vergangenheit befragt? Unglaublich!"

„Ich spielte darauf an, da er aber jedesmal das Gespräch abbrach, so wagte ich nicht, weiter nachzuforschen. Du darfst nicht vergessen, daß er bedeutend älter ist als ich und mich mit mehr Güte als Vertraulichkeit behandelt. Ich bin jedoch überzeugt, er wird Dir gefallen, und wenn ich dessen nicht so sicher wäre, hätte ich nicht gewagt, ihn hier einzuführen. Nun laß uns aber von etwas anderem sprechen," sprach Antony ablenkend, „erzähle mir von Dir selbst. Unsere Korrespondenz war eine so oberflächliche, daß mir Deine Angelegenheiten vollständig fremd geworden sind. Hast Du Dich ganz den Musen gewidmet, oder können auch schöne Mädchenaugen noch einen Reiz auf Dich ausüben? Du bist fünfundzwanzig Jahre alt, ist es da nicht hohe Zeit, Gardenholm mit einer jungen Herrin zu beglücken?"

Er sprach die letzten Worte mit einem gezwungenen Lachen, denn seines Bruders Wesen sowohl wie Lilys sonderbares Benehmen hatten ein leises Mißtrauen in ihm erweckt. Philipp wußte nicht, was er antworten sollte. Er hätte ihm am liebsten kurzweg seine Absichten auf Lilys Hand kundgegeben, aber da er noch nicht selbst mit dem Mädchen gesprochen hatte und die Zusicherungen seiner Mutter ihm nicht genügten, so suchte er den heiklen Punkt vorläufig zu umgehen.

„Bis jetzt hat keine von den Schönheiten, die ich kenne, Eindruck auf mich gemacht," sagte er ausweichend.

„Nun, ein Mädchen braucht doch nicht schön zu sein, um Liebe zu erwecken," meinte Antony scherzend. „Was mich anbetrifft, so ziehe ich Anmut und Lieblichkeit jeder tadellosen Schönheit vor."

„Du denkst wohl dabei an Lily?" fragte Philipp lauernd.

„Ja, — der Himmel weiß, sie ist ein reizendes Wesen!" entgegnete Antony mit Wärme. „Wenn ich nur wüßte, wo ich sie finden könnte! Ich sehne mich so sehr darnach, sie einige Minuten allein zu sprechen. Du weißt vielleicht, daß Mama mir ungerechterweise verboten hatte, mit Lily zu korrespondieren."

„Sie hatte ganz recht! Was hättet ihr euch auch zu schreiben gehabt?"

„O, Lily und ich sind wie Geschwister aufgewachsen und liebten es, unsere Gedanken und Ideen auszutauschen."

„Unsinn," unterbrach ihn Philipp rauh. „In der Regel geben Brüder und Schwestern nichts darum, sich Briefe zu schreiben; es wäre für Lily nur Zeitverschwendung gewesen."

„Du kannst mich nicht täuschen, Philipp! Mama hatte nur einen Grund für ihr Verbot, und der war: uns zu trennen."

„Dann wird sie wohl ihre Gründe dafür gehabt haben, und schließlich weiß sie ja am besten, was für das Mädchen gut ist," war die kühle Antwort.

„Aber was könnte für Lily vorteilhafter sein, als einen Gatten zu finden, der sie liebt und schützt?" wendete der Jüngere ein. „Mama kann sterben, Du selbst Dich verheiraten, — in beiden Fällen müßte Lily Gardenholm verlassen."

„Sie wird heiraten, bevor diese Möglichkeiten eintreten."

„Vielleicht, doch warum soll ich nicht ebensogut mein Glück bei ihr versuchen, wie andere? Du wußtest um meine Neigung, Philipp, und ich kann Dir versichern, die Entfernung hat sie nicht vermindert. Willst Du nicht Deinen Einfluß auf Mama geltend machen, daß sie unsere Heirat zugiebt? Sie liebt Dich ja viel mehr wie mich, und Deine Wünsche sind für sie Befehle. Ich bin nur zu dem Zweck zurückgekehrt, um Lilys Hand zu erringen, und wenn mir dies nicht gelingt, verlasse ich England für immer."

„Du scheinst Dich während Deiner Abwesenheit in der Redekunst geübt zu haben," bemerkte der Graf spöttisch, „aber ich fürchte, hier in Gardenholm kommt sie nicht zur Geltung. Mama hat die Sache bereits entschieden, und Lily ist damit einverstanden."

„Wieso? Was meinst Du damit? Denkt sie nicht mehr an mich?"

„Sie hat, um es kurz zu sagen, einen anderen Bewerber."

(Fortsetzung folgt.)

Das Versteck.

Erzählung von Friedrich Thieme. (Nachdruck verb.)

Werner Conta, einer der pflichteifrigsten Beamten der Dresdener Generalagentur einer großen Feuerversicherungsgesellschaft, stand eines Sonntags eben im Begriffe, in Begleitung seiner Braut und ihrer Mutter die Landungsbrücke des nach Loschwitz fahrenden Vergnügungsdampfers zu betreten, als er eine Hand auf seiner Schulter fühlte.

Erstaunt wandte er sich um und schaute in das Antlitz des Bureaudieners Höfer. „Sie, Höfer? Was giebt es denn?"

„Herr Generalagent Moritz läßt Sie bitten, ihn sofort auf eine halbe Stunde zu besuchen. Ich war in Ihrer Wohnung, Herr Conta; dort erfuhr ich, daß Sie nach Loschwitz zu fahren beabsichtigten. Wie ein Sturmwind jagte ich hinter Ihnen her, konnte Sie aber erst jetzt in dem Menschengewimmel auffinden."

Ein Zug des Mißmuts glitt über Werners Gesicht. Aber was half es? Die Bitte seines Chefs war so gut als ein Befehl. So rasch es ging, zog er sich mit seinen Begleiterinnen auf den Uferdamm zurück.

„Sagen Sie Herrn Moritz, ich würde sofort kommen,“ rief er dem Bureaudiener über die Köpfe der Passagiere, die sich bereits wieder zwischen sie gedrängt hatten, zu; dann tröstete er die Geliebte mit der Versicherung, er werde in spätestens einer Stunde zurück sein, sie möchten indessen in einem Restaurant der Terrasse warten, sie würden mit dem nächsten Schiff ihre Fahrt antreten.

Melanie, ein liebes, stilles, heiteres Geschöpf, nickte nur lächelnd und stieg fügsam mit ihrer Mutter, einer kleinen, gutmütigen Witwe, die Stufen der Terrasse empor, während Werner gewandt auf die eben vorüberfahrende Pferdebahn sprang, um so schneller sein Ziel zu erreichen.

Als er etwa eine Viertelstunde später in das elegant eingerichtete Arbeitszimmer seines Chefs trat, fand er diesen über einen Stoß von Korrespondenzen und Papieren gebeugt, mit deren Durchsicht der unermüdliche Mann sich emsig beschäftigt zeigte.

Nachdem dieser seinen Beamten sehr freundlich begrüßt, ihm einen Stuhl neben sich angewiesen, und ihn in Besitz einer Cigarre gesetzt hatte — er selbst qualmte wie ein Stadtsoldat — richtete er an seinen Besucher die Frage, ob es wahr sei, daß dieser die Absicht habe, sich um die erledigte Inspektorstelle zu bewerben.

Werner errötete bis unter die Haarwurzeln und erwiderte verlegen, er habe in der That daran gedacht.

„Ich gestehe,“ setzte er noch hinzu, „daß ich bei mir noch nicht ganz schlüssig war — mir fehlte der rechte Mut —“

Der Generalagent lächelte. — „Der Posten eines Feuerversicherungsinspektors ist allerdings kein leichter. Sie wissen, daß die Aquisition von Versicherungen weniger seine Mission ist, als die Abschätzung der Brandschäden — und in dieser Hinsicht können Aufgaben an ihn herantreten, deren Bewältigung nicht nur Fachkenntnis und Scharfsinn, sondern auch Energie und Mut erfordert.“

„Dessen bin ich mir voll und ganz bewußt, Herr Moritz.“

„Ich will Ihnen offen gestehen, ich habe an Sie gedacht, auch ohne daß Sie sich beworben haben.“

In Werners Augen blitzte ein freudiger Strahl auf.

„Sie sind verlobt? Möchten heiraten?“

Der Besucher errötete von neuem.



Sturm am Strande von Riomaggiore. Von M. Zeno Diemer. (Mit Text.)

„Also doch,“ nickte Moritz lächelnd. „Das ist der Grund, weshalb Sie sich bewerben wollten?“

„Ja.“

„Sie sind einer meiner tüchtigsten Beamten — freilich noch etwas jung für eine so verantwortungsreiche Stellung,“ setzte der Generalagent etwas zögernd hinzu. „Indessen — ich will Ihnen etwas sagen, ich will eine Probe mit Ihnen machen. Ich habe soeben —“ er wühlte unter den vor ihm liegenden Papieren und zog ein zum Teil bedrucktes, zum Teil beschriebenes Blatt daraus hervor — „ich habe hier soeben die Meldung eines sehr großen Brandschadens erhalten, dessen Abschätzung und Erledigung ich Ihnen übertragen will.“

„O Herr Moritz, ich werde —“

„Halt — ich bin ja noch nicht zu Ende. Stellen Sie sich die Sache nicht zu leicht vor. Es handelt sich um ein Großfeuer in L., einem abgelegenen Dorf, dessen Bewohner nicht gut auf fremde Versicherungsbeamte zu sprechen sind. Selten erwirbt sich ein Brandschadentaxator die Zufriedenheit derjenigen, deren Ansprüche er begutachten soll —.“

Werner schüttelte stolz den Kopf. „Das soll mich nicht abhalten, Herr Moritz.“

Sein Vorgesetzter winkte mit der Hand. „Noch mehr — ich habe meinen Zweifel, ob in dem Falle, um den es sich handelt, alles in gehöriger Ordnung ist. Der Gastwirt Hanka, welcher den Schaden angemeldet hat, ist ein schlauer Fuchs — freundlich ins Gesicht, aber heimtückisch und hinterlistig.“

„Worauf gründen Sie Ihren Verdacht?“

„Auf die Angaben, daß nichts, absolut nichts gerettet worden sein soll, nicht einmal die wertvollsten Stücke, wie die angeblich in einem Kommodenkasten befindlich gewesenen Schmucksachen und Reliquien der Familie. Sie sehen, Herr Conta, wie schwer Ihre Aufgabe ist — Sie müssen sich hierüber Gewißheit verschaffen, und wenn Sie vierzehn Tage in L. bleiben sollten.“

„Wie groß ist die Schadensumme?“

„Sie beträgt über fünftausend Gulden — es handelt sich um die ganze Einrichtung der geräumigen Gastwirtschaft Hankas, und wir dürfen uns darauf verlassen, daß er alles nach der höchsten Taxe versichert hat. Fühlen Sie sich der Mission gewachsen?“

„Ich will mein Bestes thun, Herr Moritz.“

„Aber Sie müssen heute noch abreisen. Hanka drängt auf Regulierung. Sind Sie vorbereitet?“

„In einer Stunde schon können alle meine Vorbereitungen getroffen sein.“

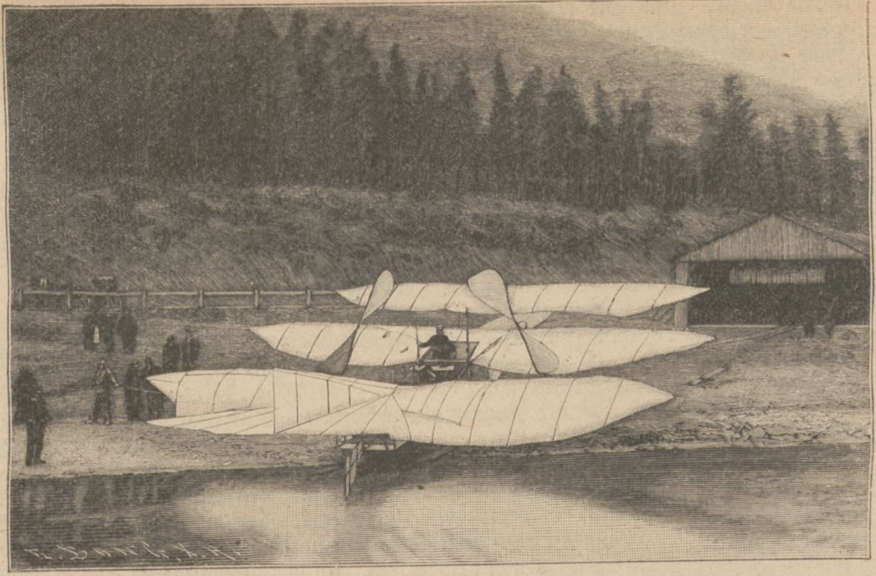
Der Generalagent nickte befriedigt. „So hören Sie die näheren Umstände, dann gehen Sie ins Bureau und informieren Sie sich.“

Die beiden Männer vertieften sich hierauf eingehend in die besprochene Angelegenheit.

Als Werner Conta nach beinahe zwei Stunden zu seiner Braut zurückkehrte, geschah es nur, um ihr mitzuteilen, daß die geplante Vergnügungsfahrt unterbleiben müsse. — Anfangs verzog Melanie schmollend die Lippen — als sie jedoch den Grund erfuhr und von Werners Aussichten hörte, erklärte sie gern und freudig auf das Vergnügen verzichten zu wollen.

Der junge Mann war natürlich so rücksichtsvoll, ihr die Bedenken seines Chefs wegen etwaiger ihm in der Gegend von L. drohender Gefahren zu verschweigen, er verspürte auch selbst nicht die mindeste Angst, und trat um halb sieben Uhr, von seiner Braut nach dem Bahnhofe begleitet, frohgemut seine Reise an.

* * *



Der Kreß'sche Drachenflieger (aus der Halle gleitend). Mit) Text.)

Werner übernachtete in A. und setzte am nächsten Morgen frühzeitig seine Reise nach L. fort. — Das ansehnliche Dorf lag ziemlich einsam zwischen ausgedehnten Waldungen, so daß der Beamte von der Bahnstation aus mehrere Stunden zu Fuß gehen mußte, um an sein Ziel zu gelangen. — Der einzige Gasthof gehörte dem Wirt Joseph Hanka, an den sein Auftrag lautete. Das große Gebäude lag in der Hauptstraße des Dorfes, ein geräumiger Garten trennte es von dem Nachbarhause. Es bestand aus einem stattlichen Vorder- und einem kleinen Hinterhause, zu dem ein schmaler, langer Hof hinüberführte. Die Wirtschaft befand sich im Hintergebäude, da das Vorderhaus ausgebrannt war und in allen seinen Teilen die Spuren des stattgehabten Unglücks offenbarte.

Der Beamte trat ohne Zögern ein und gab sich dem Wirt, der ihn mit einem Kratzfuß empfing, zu erkennen. Das Benehmen Hankas wurde darauf noch liebenswürdiger, seine Haltung noch kriechender. Er war ein kleiner, untersetzter Mann mit einem großen, starken Kopfe, struppigem, schwarzem kurzem Haar, breiter Nase, wulstigen Lippen und kleinen, stechenden, unter sich blickenden Augen. Conta fühlte sich vom ersten Augenblicke an abgestoßen, ja es kam ihm vor, als liege etwas in dem Wesen des Menschen, das den Verdacht des Generalagenten bekräftigte.

Doch zwang er sich, seiner Pflicht gemäß, zu einer kühlen, ruhigen Höflichkeit.

„Sie logieren natürlich bei mir,“ sagte der Gastwirt. „Mein Haus ist berühmt wegen seiner guten Küche. Freilich kann ich Ihnen nur ein Zimmer im Hinterhause anbieten, wo wir uns bis auf weiteres notdürftig behelfen müssen; trotzdem gebe ich Ihnen mein Wort, Sie sollen wohl versorgt sein.“

„Ich bin überzeugt davon, Herr Hanka. Wollen Sie die Güte haben, mir zunächst ein Mittagessen zu bestellen, ich habe Hunger wie ein Wolf. Nachher können wir von unseren Geschäften sprechen.“

„Der Herr sollen im Augenblicke bedient werden,“ antwortete der Wirt, sein breites, grobknochiges Gesicht zu einem freundlichen Lächeln verziehend. „Natürlich,“ fügte er mit einer bedeutungsvollen



Sonnenschein.

Nach dem Gemälde von A. Lingner.

Du sonnenheller Frühlingstag,
Du weckst mit sanfter Güte,
Was auch im Herzen keimen mag,
Zu wunderholder Blüte.

Da liegt die Welt so weit und licht,
Liegt jedem Wunsche offen!
Du bangend Herz, verzage nicht!
Erfüllt wird all dein Hoffen.

R. v. Gottschall.

Geste hinzu, „sind Sie mein Gast — o bitte, widersprechen Sie nicht —“ denn Conta machte Miene, dies zu thun — „ich weiß, was ich den Gesetzen der Gastfreundschaft schuldig bin.“

Werner stand von dem Stuhle, auf dem er sich niedergelassen, wieder auf.

„Ein Wort, ehe ich einen Bissen bei Ihnen esse, Herr Hanka. Ich bin in Geschäften hier und würde daher lieber in einem anderen Lokale Aufenthalt nehmen. Sie sind jedoch der einzige Wirt am Orte, folglich gebieten mir die Umstände, Ihr Anerbieten anzunehmen. Ich thue es aber nur unter der Bedingung, daß ich hier Gast bin, wie jeder andere. Ich bezahle mein Zimmer und meine Zeche nach den üblichen Sätzen. Wollte ich anders handeln, so würde ich meine Instruktionen übertreten. Wir haben nur geschäftlich mit einander zu thun, sonst nichts weiter, ich werde streng gerecht verfahren, um sowohl Ihre, als die Interessen meiner Gesellschaft zu berücksichtigen.“

Der Gastwirt wandte sich ab, um einen finsteren Blick, der aus seinen Augen schoß, vor dem Beamten zu verbergen. Sofort aber drehte er sich ihm wieder mit der alten, freundlichen Miene zu:

„Wie der Herr wollen, ich will Sie nicht zu einer Pflichtwidrigkeit veranlassen, obgleich ich gewiß bin, daß nicht jeder an Ihrer Stelle nach gleich strengen Grundsätzen handeln würde. Es würde ja eine Angelegenheit zwischen uns beiden sein, von der niemand —“

„Lassen wir das,“ schnitt ihm Conta schroff das Wort ab. „Ich schenke Ihnen nichts, Sie mir nichts, so ist es am besten.“

„Ganz richtig, ganz richtig,“ versetzte Hanka, der für den Augenblick den Versuch aufgab, um ihn zu gelegenerer Zeit fortzusetzen, und sich verdrießlich in die Küche begab, das Essen für den Beamten zu bestellen.

Das Mittagsmahl strafte die Versicherung des Wirtes nicht Lügen, es war vorzüglich zubereitet. Auch das Stübchen, das Werner angewiesen erhielt, entsprach allen billigen Anforderungen, wenn man die Abgelegenheit des Platzes und die durch das Feuer geschaffene Situation in Erwägung zog.

Nachdem sich unser Freund von den Strapazen des ermüdenden Marsches ein wenig ausgeruht, ging er mit frischen Kräften ans Werk. Er zog sich mit Hanka in die um diese Zeit ganz verlassene Gaststube zurück, breitete seine Papiere auf dem Tische vor sich aus und ließ sich von dem Geschädigten die zur Ausfüllung seiner Rubriken erforderlichen Auskünfte erteilen.

„Zunächst, wann hat der Brand stattgefunden, Herr Hanka?“

„Am Montag — also heute vor vier Tagen,“ erwiederte eifrig der Gastwirt, worauf er mit einschmeichelnder Stimme hinzusetzte: „Ein Fläschchen Wein werden Sie doch wenigstens nicht zurückweisen, Herr Inspektor? Ich habe einige feine Marken im Keller, Sie brauchen keine Angst zu haben.“

„Ich danke, ich bin nicht gewöhnt, Geschäfte bei Wein oder Bier zu erledigen.“

„Ganz wie Sie wollen — ja, es war vor vier Tagen, kurz nach Mitternacht. Wir lagen alle im tiefsten Schlafe. Plötzlich donnert es an meine Kammerthür, ich richte mich erschrocken auf und frage, was los sei. Da höre ich schon den Ruf: „Feuer“ durch das Haus schallen. Ich heraus wie der Wind und in die Sachen — es war die höchste Zeit. Das ganze Haus stand bereits in Flammen. Sie sehen ja, 's ist ein leicht gebautes Haus, Fachwerk und Wände mit Mauerwerk ausgefüllt, und die Wände meist mit Holztäfelung.“

„Ich sehe es. Ist das Haus auch versichert?“

„O gewiß — bei der Landesanstalt.“

„Ist die Abschätzungskommission schon bei Ihnen gewesen?“

„Gestern, aber ich habe noch keinen Bescheid. Es geht etwas langsam, wissen Sie.“

„Wissen Sie etwas darüber anzugeben, wodurch das Feuer entstanden ist?“

Hanka nickte lebhaft. „Durch die Nachlässigkeit meines Knechtes, Herr Inspektor, der in seiner Kammer das Licht hat brennen lassen.“

„Wo ist dieser Knecht?“

„Der arme Teufel ist gleich am anderen Tage festgenommen worden. Er ist noch in Haft.“

„Hat er seine Unvorsichtigkeit zugestanden?“

„Er mußte wohl oder übel. In seiner Kammer im Parterre ist der Brand ausgebrochen, und sowohl meine Frau als auch die Magd haben vorher den Lichtschein gesehen. Seine Todesangst verriet ihn überdies sogleich — er ist auch mit Mühe aus den Flammen gerettet worden.“

Werner neigte sinnend den Kopf. Die Ursache des Brandes erschien, falls sich die Erzählung des Gastwirts bestätigte, hinreichend aufgeklärt und es lag kein Grund vor, gegen ihn selbst irgend einen Verdacht zu hegen. So frug er nach kurzer Ueberlegung, ob gleich Hilfe zur Hand gewesen sei.

Hanka zögerte mit der Antwort.

„Wie man es nimmt,“ erklärte er endlich achselzuckend. „Unsere Feuerwehr ist lange nicht in Thätigkeit gewesen und daher nicht so auf einen Brand eingerichtet. Dabei ist sie auch nicht gut geschult. Was sie hat retten können, ist jedenfalls nicht der Mühe wert.“

„Zeigen Sie mir die Sachen.“

Der Beamte begab sich unter Führung Hankas nach der Brandstätte, welche er genau besichtigte. Er ging sowohl um das Haus herum, als die einzelnen Gemächer durch, ließ sich die Kammer zeigen, worin der Ausbruch erfolgt war, zuletzt betrat er den Raum, wo die geretteten Mobilien aufbewahrt wurden.

„Ist das alles?“ entfuhr es ihm, als er das kleine Häuflein halbverbrannten Gerümpels überrascht betrachtete.

„Leider,“ seufzte der Wirt. „Gott bewahre einen vor dem gierigen Element.“

Conta schüttelte bedenklich den Kopf, indem er flüchtig die stattliche Reihe der versichert gewesenen Gegenstände auf der Deklaration des Gastwirts, von der er eine Kopie bei sich führte, musterte.

„Der große Spiegel hier, ist der auch verbrannt?“

„Ich habe nichts wieder von ihm gesehen.“

„Und alle drei Sophas?“

„Alle drei.“

„Von den Betten ist gar nichts gerettet worden?“

„Nicht eine Feder.“

„Und auch die Nähmaschine ist hin?“

„Leider.“

„Aber die Eisenteile? Sind diese auch mit verzehrt worden?“

Der Wirt schoß einen unruhigen Blick auf den Sprecher.

„Was weiß ich,“ versetzte er achselzuckend. „Vielleicht liegen sie irgendwo. Sehen Sie doch nach. Bei einem Brande wird ja auch manches verschleppt.“

„Wo hat die Maschine gestanden? Zeigen Sie mir den Platz.“

Er that es. Werner musterte aufmerksam den Raum.

„Sonderbar, daß sich nirgends eine Spur des eisernen Gestells vorfindet. Ebenso von den Goldsachen — man muß unter dem Schutte nachforschen.“

Hanka lachte spöttisch auf. „Wenn Sie den Versuch machen wollen — ich habe keine Lust dazu und auch kein Interesse daran.“

„Und Sie versichern mir noch einmal, daß weiter nichts gerettet worden ist, als was dort aufgestapelt liegt?“

„Aber zum Teufel, Herr Inspektor, wo sollte denn sonst noch etwas sein? Ich weiß wenigstens weiter nichts — wenn Sie noch etwas entdecken, soll es mich freuen.“

Damit wandte er dem Beamten mürrisch den Rücken.

Werner ließ sich die Mühe nicht verdrießen, die Brandstätte genau zu durchsuchen. — Der Wirt erklärte sich mit höhnischem Lächeln bereit, ihm einen Knecht zur Verfügung zu stellen, der ihn bei seinen Arbeiten unterstütze.

Werner nahm das Anerbieten an, und beide — er und der Knecht — gingen mit Hacke und Schaufel an die Arbeit. Mehrere Stunden waren sie im Schweiße ihres Angesichts thätig, ohne etwas, was der Mühe wert war, zu entdecken.

„Sonderbar,“ murmelte der Beamte. „Sollten wirklich die Gegenstände alle vernichtet und selbst die metallenen Reste so unkenntlich geworden sein, daß keine Spur von ihnen zurückgeblieben ist?“ Es erschien ihm unmöglich.

Am nächsten Vormittag suchte er den Bürgermeister des Dorfs auf, in dem er einen ebenso liebenswürdigen als verständigen Mann fand, der ihm alle seine Fragen bereitwilligst beantwortete. Von ihm vernahm er zunächst, daß das Feuer in der That keiner anderen Ursache als der von Hanka angegebenen seine Entstehung verdanke. — Der Knecht Martin saß in Untersuchungshaft und hatte seine Fahrlässigkeit ohne weiteres zugegeben. Todmüde von der Arbeit des Tages, war er eingeschlafen, ohne vorher die Kerze auszublasen. Diese hatte im Herunterbrennen einige auf dem Tisch liegende, an sie stoßende Zeitungen in Flammen gesetzt. Dadurch entzündeten sich die Vorhänge und von diesen aus verbreitete das Feuer sich weiter.

Werner sprach hierauf seine Verwunderung aus, daß so wenig gerettet worden sei.

Der Bürgermeister zuckte die Achseln.

„Ich habe mich auch darüber gewundert,“ bemerkte er zögernd. „Das Feuer hat allerdings in dem leichtgebauten Hause mit rapider Geschwindigkeit um sich gegriffen, und die Feuerwehr mag daher ziemlich spät gekommen sein.“

„Halten Sie Hanka eines Betrugs für fähig?“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, ob Sie ihm zutrauen, daß er einen Teil der geretteten Möbel beiseite gebracht haben kann?“

Der Bürgermeister dachte einen Augenblick nach, worauf er verlegen antwortete: „Ich weiß es nicht — ein schlauer Fuchs ist ja Hanka, der seinen Vorteil wahrzunehmen versteht. Wenn es der Fall ist, so wird es schwer sein, es ihm zu beweisen. Wo sollte er auch die Sachen in aller Eile hingebracht haben?“

„Neben der Schenke befindet sich ein großes Gut — wem gehört dieses?“

„Dem Schwager Hankas."

„Oh —"

„Aber beide sind erbitterte Feinde — wenn sie dürften, ich glaube, sie würden sich umbringen."

„So, so," meinte Werner enttäuscht. Dann sagte er: „Könnten Sie nicht eine Untersuchung über den Verbleib der Sachen anstellen? Die Feuerwehr und die Leute Hankas vernehmen?"

„Soweit es nötig ist, ist es bereits geschehen. Ich habe verschiedene der Leute befragt, aber absolut nichts Verdächtiges erfahren können."

Mit diesem Bescheid mußte Werner sich begnügen. Mißmutig suchte er von neuem die Brandstätte auf, um seine Nachforschungen wieder aufzunehmen. — Natürlich ohne allen Erfolg wie gestern.

Der Beamte setzte sich ärgerlich zu seinem Mittagsmahl nieder. Was sollte er thun? Fast wäre er zornig aufgebraust, als Hanka bald darauf mit seinem Katzenlächeln sich neben ihn setzte und sich erkundigte, ob der Herr Inspektor in seinen Nachforschungen glücklich gewesen sei?

„Nein," entgegnete er kurz.

„Ich dachte es mir," spottete der Gastwirt. „Wo nichts ist, kann man mit zehn Brillen nichts erblicken. Und nun eine Frage, werter Herr Inspektor, wann werde ich mein Geld von der Versicherung ausgezahlt erhalten? Sie sehen, in welcher Lage ich hier bin, ich muß bauen und eine neue Einrichtung anschaffen. Für eine Wirtschaft ist die Zeit kostbar."

„Ich werde die Angelegenheit nach Möglichkeit fördern, Herr Hanka. Vorläufig muß ich erst nach Dresden berichten und die Entscheidung des Generalagenten einholen."

Hankas Gesicht zog sich in die Länge. Plötzlich brachte er seinen Mund dicht an des jungen Mannes Ohr und sagte leise: „Es soll mir auf hundert Gulden nicht ankommen, Herr Inspektor, wenn Sie die Angelegenheit rasch betreiben — verstehen Sie?"

„Nur zu wohl," erklärte der Inspektor fest. „Geben Sie sich keine Mühe, jedes Wort ist an mir verloren."

„Wie Sie wollen — es ist Ihr eigener Schade," raunte der Wirt ihm mit seinem stereotypen Lächeln zu, während er in seinem Innern vor Wut hätte bersten mögen.

* * *

Werner erstattete über alles seinem Chef Bericht. Er selbst setzte, während er auf Antwort wartete, seine Recherchen fort, indem er sowohl die Dienstleute Hankas, als auch die Nachbarn desselben und die Führer der Dorffeuerwehr über das Ereignis befragte. Indessen hatte er bei den Personen, an die er sich wandte, wenig Glück. Die meisten betrachteten ihn mit finsteren, manchmal ordentlich drohenden Blicken und erklärten entweder mürrisch und kurz, nichts zu wissen.

Selbst Hanka legte ein immer mürrischeres Wesen gegen ihn an den Tag, nachdem seine Maske ihren Zweck verfehlt hatte. Der Beamte kümmerte sich nicht darum, seine Aufmerksamkeit wandte sich voll und ganz der Frage zu, an welchem Orte der Wirt, wenn er wirklich ein Betrüger war, die auf die Seite gebrachten Gegenstände verborgen haben könne?

Mit dem Schwager war er seit Jahren verfeindet, das bestätigte sich. Beide grüßten sich nicht einmal, wenn sie sich auf der Straße begegneten. Das Haus selbst mit allen Nebenräumen, Scheuern und Ställen hatte Werner schon vergeblich unter allerlei Vorwänden durchsucht und sich auch sonst im Dorfe mit prüfenden Augen umgeschaut, ohne irgend eine bemerkenswerte Wahrnehmung zu machen.

Bei näherer Ueberlegung erschien ihm die Sache gar nicht gut denkbar. Die Feuerwehr war etwa nach einer halben Stunde auf dem Schauplatze erschienen — wie hätte es Hanka möglich sein können, in so kurzer Zeit den größten Teil seines Besitztums zu bergen? Und wohin hätte er es so schnell schaffen sollen, da er doch auf das Feuer nicht vorbereitet war? Wollte er es thun, so mußte er sich der Hilfe zu vieler Personen bedienen, als daß er hätte vor Verrat sicher sein können, denn sein eigenes Personal bestand außer dem verhafteten Knecht nur noch aus einem Taglöhner und einer Magd. Außerdem waren zweifellos sofort Neugierige auf der Brandstätte erschienen, lange vorher, ehe die Feuerwehr eintraf.

Und doch — wie war es möglich, daß nicht mehr gerettet worden war? Und daß sich vor allem so gar keine unverbrennbaren Ueberreste der verbrannten Gegenstände vorfanden?

(Schluß folgt.)

Die Kräuselkrankheit der Pfirsichbäume.

Die Blätter der Pfirsichbäume werden im Frühjahr häufig unregelmäßig blasig aufgetrieben, was man als „Kräuselkrankheit" bezeichnet. Frühzeitiger Blattabfall ist die nächste Folge, Abwurf der Früchte und geringes Wachstum der weitere Nachteil.

Verursacht wird die Krankheit durch die Wucherungen des Schlauchpilzes Exoascus deformans.

Gelangen die Sporen des Pilzes von erkrankten Blättern auf die gesunden zur Entwickelung, so durchzieht das Mycel derselben das Gewebe des Blattes und reizt es zur Zellenstreckung. Demzufolge werden die durchwucherten Blatteile fleischig, gekräuselt und brüchig. Der Pilz legt unter dem feinen Wachshäutchen der Unterseite der Blätter seine Fruchtschläuche an, welche in gleichmäßiger pallisadenartiger Schicht hervorbrechen und in einem weißlichen, später ockerfarbigen Ueberzuge ihre Sporen hervortreten lassen. Das Pilzmycel wächst durch die Nerven und Stiele des Blattes in die Rinde des Zweiges, überwintert hier und dringt im nächsten Frühjahr in die sich streckenden Blattknospen.

Da oft schon im Mai, gewöhnlich im Juni, der Abfall der gekräuselten Blätter und der jungen Früchte erfolgt, so ist ein mit der Kräuselkrankheit behafteter Pfirsichbaum wertlos.

Pfirsichbäume, welche in ihrer Rinde den Pilz überwintert haben, sind durch Schwefelung oder durch Anwendung der „Bordelaiser Brühe" zu heilen. Ist das Leiden kein altes, vielmehr der Schmarotzer erstmalig von kranken Bäumen auf gesunde übertragen worden, so kann durch möglichst frühzeitiges Abschneiden und Verbrennen der kranken Blätter dem Umsichgreifen der Krankheit vorgebeugt werden. Die Schwefelung ist allgemein bekannt. Die Herstellung der „Bordelaiser Brühe" geschieht folgenderweise: 1 Kilogramm gebrannter Kalk wird in 2 Liter Wasser gelöscht. Gleichzeitig werden 500 Gramm Kupfervitriol in einem Beutel in 6 Liter Wasser gehängt. Ist das Vitriol vollständig aufgelöst, so wird die Lösung zu der erkalteten Kalkmilch gegossen und die Mischung gut umgerührt. Mit der Gartenspritze wird selbige auf die Blätter gespritzt, namentlich von unten, worauf die Spitze gut gereinigt werden muß, weil das Vitriol das Metall angreift. Die Pilze werden durch Anwendung der genannten Mittel ohne Schaden für den Baum getötet.

Eine andere Art der Kräuselkrankheit kann auf Pfirsich- und anderen Bäumen übrigens auch durch Blattlausarten verursacht werden. Die Blattläuse sitzen oft massenhaft auf der Unterseite der Blätter, wo sie deren Saft aussaugen. Die Blätter krümmen sich dann nach unten, schrumpfen zusammen und die Triebe verkümmern.

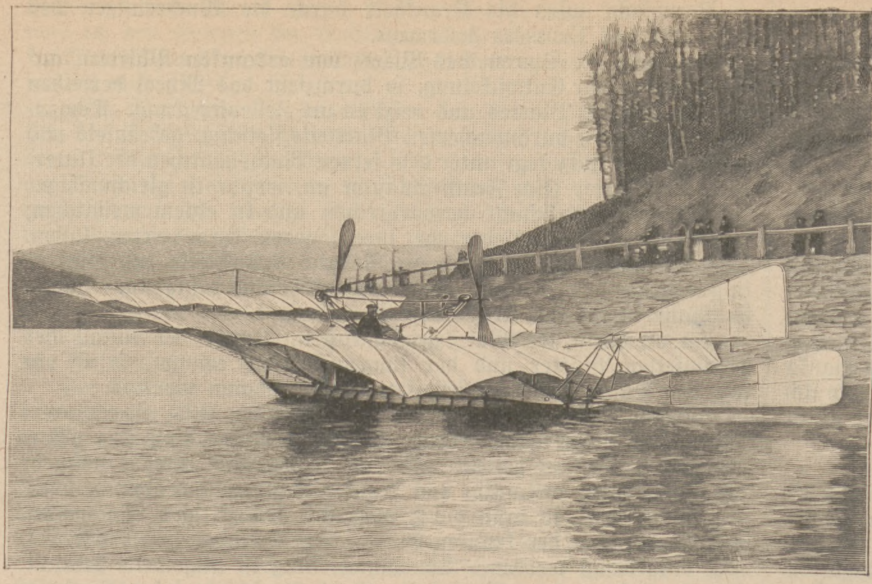
(Der Fruchtgarten.)

UNSERE BILDER

Schloßterrasse in Baden-Baden. Wer einmal an einem schönen Sommer- oder Herbstabend auf dieser großen Plattform gestanden, vergißt das liebliche Bild nicht so bald wieder. Der Blick auf die reizende Bäderstadt, ihre Villen, Gärten und Anlagen, auf die Runde von hochaufsteigenden, wohlgeformten Waldbergen, hinaus in die lachende Rheinebene, läßt es begreifen, daß die Markgrafen des Landes, als ihnen die hochgelegene Burg, nach der sie sich von Baden nannten, unbequem wurde, um 1450 hier ein neues Schloß bauten. Die Franzosen haben dann in jenen heillosen Mord- und Brandkriegen Ludwigs XIV. 1689 das alte Schloß gänzlich, das neue größtenteils zerstört Letzteres ist erst 1805 wieder bewohnbar, 1842—47 von Großherzog Leopold würdig hergestellt worden. Für Großherzog und Großherzogin Luise dient es dem regelmäßigen Frühjahrs- und Herbstaufenthalt, wozu es in der That wie nicht leicht ein anderer Edelsitz in deutschen Landen geeignet ist.

Sturm am Strande von Riomaggiore. Wir Nordländer vermögen uns Italien kaum anders vorzustellen als mit dem vielgepriesenen blauen Himmel, das Mittelländische Meer kaum anders als spiegelglatt oder leicht gekräuselt. Die Nachrichten über furchtbare Unwetter, die von den italienischen Küsten zeitweise gemeldet werden, klingen dem deutschen Ohre wie Märchen; man hat sich eben zu sehr daran gewöhnt, in Italien das Sonnenland zu sehen, als daß man solchen Hiobsposten ohne weiteres Glauben schenken könnte. Und doch wird die italienische Küste häufig genug von Stürmen heimgesucht, die den Orkanen in nördlicheren Breiten nicht nachstehen, Stürmen, die den Schiffen um so gefährlicher werden, als die Küste vielfach schroff und unvermittelt zum Meere abfällt und mit ihrer starken Brandung das Landen unmöglich macht. M. Zeno Diemers markige Zeichnung vermag dem Leser ein Bild von der Riviera di Levante, dem am häufigsten vom Unwetter heimgesuchten Küstenstriche, zu geben, der seiner ganzen Natur nach zu den grandiosesten Landschaften Italiens gehört. Riomaggiore bei Spezia ist so recht das typische Städtchen der östlichen Riviera; gleich Schwalbennestern sind die Häuser an die Klippen angeklebt, jeder Fußbreit Raumes ist den Elementen abgetrotzt, die hier einen nimmer endenden Kampf mit den Menschen führen.

Der Drachenflieger des Ingenieurs Kreß. Ungefähr 20 Minuten von der Station Unter-Tullnerbach, in der Nähe von Wien, an dem Staubassin der Wiesenthal-Wasserleitung, liegt eine einfach gezimmerte, ungefähr 20 Meter lange und fast ebenso breite Bauhütte, welche das nach den Plänen des Ingenieurs W. Kreß gebaute Luftschiff in sich birgt. Seit 20 Jahren fast ist der Erfinder unermüdlich bestrebt, seinen Plan zu verwirklichen, und in aller Stille ist er zu unerwartet günstigen Resultaten gelangt. — Vor kurzem fand vor einem kleinen Publikum ein Versuch statt, der bewies, daß das „Automobil-Schlittenboot" einer großen Zukunft entgegensieht. Der Kreßsche Drachenflieger besteht aus einem ca. 17 Meter langen Schlittenboote, das einen langen Schnabel und zwei Kiele besitzt. Diese Kiele bilden gleichzeitig die Kufen des



Der Kreß'sche Drachenflieger (im Wasser). (Mit Text.)

Schlittens, wenn sich das Fahrzeug auf Eis oder Schnee bewegen soll. Zwei elastische Segel-Luftschrauben werden durch einen Benzinmotor angetrieben und drehen sich in entgegengesetzter Richtung. Diese Schrauben bewegen das Fahrzeug mit großer Geschwindigkeit vorwärts. Ueber dem Schlittenboote befinden sich mehrere gewölbte Segel, welche so angeordnet sind, daß bei eventueller horizontaler Bewegung des Fahrzeuges jede der Drachenflächen für sich von einer noch ungestörten Luftsäule getroffen wird. Außerdem besitzt das Schlittenboot noch ein großes, horizontales und ein vertikales Luftruder, welche indes nur bei freiem Fluge in Thätigkeit treten. Der Drachenflieger war schon seit längerer Zeit fertig, nur fehlte noch der Motor. Da es an der nötigen finanziellen Unterstützung mangelte, wurde zunächst, um Versuche unternehmen zu können, ein gewöhnlicher Automobilmotor verwendet. Diese ersten Versuche wurden nun auf dem Wasser vorgenommen. Ingenieur Kreß hebt besonders hervor, daß diese Versuche auf dem Wasser unumgänglich notwendig seien, denn es müssen hierbei der Motor, die Luftschrauben, die Steuervorrichtungen u. s. w. gründlich ausprobiert werden. Erst wenn man auf diese Weise die vollständige Sicherheit und Vertrautheit mit den Steuervorrichtungen und dem Motor erworben hat, darf man an die eigentlichen Flugversuche gehen. Durch die von Versuch zu Versuch erzielte Sicherheit und Schnelligkeit auf dem Wasser, so behauptet Ingenieur Kreß, wird eines Tages die nötige Geschwindigkeit erzielt werden, und der Drachenflieger wird von selbst, wie eine Ente, das Wasser verlassen. Dieser Moment kann sogar ganz unerwartet kommen, und an diesem Tage werden erst die Flugübungen beginnen, und damit die größeren Schwierigkeiten und Gefahren. Die Erwartungen des Erfinders wurden gelegentlich des eingangs erwähnten Versuches in ausreichendem Maße erfüllt. Das mit dem Motor montierte Boot wurde durch ein von der militäräronautischen Abteilung unter dem Kommando des Herrn Oberleutnants Fritz Tauber beigestelltes Detachement aus der Bauhütte und auf den Wasserspiegel gebracht. Um die Manövrierfähigkeit zu erproben, versuchte Ingenieur Kreß nach Einschaltung desa Motors verschiedene Wendungen und fuhr auch mit bestem Erfolge gegen den Wind. Das Steuer gehorchte allen Anforderungen, nur erwies sich der provisorische Motor als zu schwach. Ingenieur Kreß ist der festen Ueberzeugung, daß, wenn er einen stärkeren und doch entsprechend leichten Motor besäße, er in kurzer Zeit sein Ziel erreichen würde.

Allerlei.

Kostbarer. Fabrikant: „Sehen Sie hier den kostbarsten aller flüssigen Stoffe, das Rosenöl, davon kostet ein einziger Tropfen zehn Pfennig." — Baron: „Das ist noch gar nichts gegen die Thränen meiner Frau, da kostet mich jeder einzelne Tropfen mindestens zwanzig Mark."

Mißverstanden. Erster Freund: „Was mir nicht an Dir gefällt, lieber Franz, das ist Dein planloses Dahinleben. Sieh' mal mich an, ich habe meinem Leben ein Ziel gesetzt." — Zweiter Freund: „Nanu, warum willst Du Dich denn umbringen?"

Arabische Unterscheidung. Ein Afrikareisender erzählt, er habe in einer Stadt des Orients eines Morgens die Blumen vor seinem Fenster begossen und dabei wohl des Guten zu viel gethan, denn ein Wasserstrahl ergoß sich hinunter auf die Straße und gerade einem Araber ins Gesicht, der faul hingestreckt der Ruhe pflegte. Der braune Mann sprang wütend auf, schaute nach dem Fenster empor, von welchem der Weiße sich etwas zurückgezogen hatte, und rief, da er niemand erblickte, mit Emphase hinauf: „Bist Du ein alter Mann, so verachte ich Dich! Bist Du ein altes Weib, so verzeih' ich Dir! Bist Du ein junger Mann, so verfluche ich Dich! Bist Du eine Jungfrau, so danke ich Dir!" K.

Ich werde Peter ewig beweinen! Zar Peter III. hatte schon als Thronerbe für Friedrich II. von Preußen die innigste Verehrung, während die Kaiserin Elisabeth diesen bitter befeindete. Er gab dem Könige von mancherlei gegen ihn geschmiedeten Anschlägen Nachricht. Im Jahr 1762, nach Elisabeths Tod, bestieg er den Thron und trat zu Friedrich über, was für den guten Ausgang des siebenjährigen Krieges entschied. Friedrich sandte den Baron von der Golz, ihn zu beglückwünschen und ihn zu benachrichtigen, daß alle russischen Kriegsgefangenen freigegeben seien. — Beschämt, daß der König ihm zuvorgekommen, ließ Peter alle preußischen Gefangenen im ganzen russischen Reiche nach der Hauptstadt holen und neu bekleidet in ihr Vaterland zurücksenden. Mit offener Bewunderung sprach er jetzt von Friedrich, trug dessen Bild im Ringe am Finger und wollte das Militär auf preußische Weise organisieren. Diese und andere Neuerungen und seine Abneigung gegen seine Gemahlin Katharina bewirkte eine Verschwörung gegen ihn, infolge deren er schon nach einigen Monaten gestürzt und ermordet wurde. Noch im Jahre 1779 sagte Friedrich mit Wehmut zum Grafen von Görz: „Ich werde Peter III. ewig beweinen. Er war mein einziger Freund, mein Retter, ohne ihn hätte ich erliegen müssen." K.

Gemeinnütziges

Kräutersuppe. Sauerampfer und Kerbelkraut werden gewiegt, etwas Butter mit Mehl gelb geröstet, die Kräuter ziemlich lange darin gedünstet, langsam mit Fleischbrühe aufgegossen und gut auskochen lassen. Alsdann wird die Suppe über geröstetes Brot angerichtet.

Zur richtigen Ernährung der Arbeitspferde wird neuerdings wieder darauf hingewiesen, vor der Verabfolgung des Futters zu tränken, das Futter selbst aber nicht naß, sondern trocken zu geben. Auch ist es falsch, das beste Futter Morgens vor der Arbeit zu geben, da dies in den Mist geht. Zwei Drittel des zu verabreichenden Kraftfutters soll man abends nach vollendeter Arbeit aufschütten.

Bienenzucht: Merkzeichen am Flugloche. Wer wegen Raummangel im Bienenhause genötigt ist, seine Völker nahe zusammenzustellen, der wird zur Schwarmzeit häufig den Verlust von jungen Königinnen zu beklagen haben. Sind nämlich die Fluglöcher nahe beisammen und die Anflugstellen noch dazu einander ähnlich, so verfliegen sich nicht nur unzählige Bienen, sondern auch die jungen Mütter, welche vom Befruchtungsausfluge zurückkehren, in die Nachbarstöcke. Die letzteren sind dann unbedingt verloren. Solchen Verlusten kann man einigermaßen vorbeugen, indem man bei den Fluglöchern verschiedenartige, auffallende Merkzeichen anbringt. Doch müssen dieselben am Flugbrette selbst, oder knapp über dem Flugloche ersichtlich sein. Es geschieht dies durch farbige Streifen oder Figuren, durch Anheften von gefärbten Hölzchen in verschiedenen Formen, durch Ankleben von Bildern auf steifem Papier u. s. w. Die Orientierung der Biene richtet sich nämlich nach der Beschaffenheit der Anflugstelle.

Vexierbild.



Wo ist Dein Gatte?

Zahlenrätsel.

1
1 2 3
3 4 5 6 4
5 2 6 8 7 2 9
8 9 10 4 11 12 5 4 9
1 13 14 15 9 14 8 16 1 2 9
6 17 9 10 2 18 4 8 1 13 17 9 2
1 13 14 15 18 18 2 9 7 2 5 4 13 14 10
1 13 14 19 8 9 2 9 1 10 8 20 10
19 4 2 20 2 9 3 5 21 13 22
6 8 16 1 17 23 2 16 6
23 17 16 5 20 2 1
1 16 20 8 9
14 2 12
9

An Stelle der Zahlen in vorstehender Figur sind Buchstaben in der Weise zu setzen, daß folgende Benennungen entstehen: 1) Ein Konsonant. 2) Aegypt. Gottheit. 3) Ein Fluß in Sicilien. 4) Eine Stadt am Rhein. 5) Ein Medikament. 6) Der Geburtsort eines berühmten Mannes. 7) Stadt in der italien. Provinz Rom. 8) Ein Gericht. 9) Stadt in Oberösterreich. 10) Eine Stadt in Westfalen. 11) Eine Begräbnisstätte. 12) Wallfahrtsort in Südfrankreich. 13) Gemeinsamer Name für das nördliche Centralafrika. 14) Ein deutscher Fabeldichter. 15) Ein Konsonant. — Sind die Wörter richtig gefunden, so bezeichnet die senkrechte Mittelreihe einen schwedischen Orden. Paul Klein.

Homonym.

Das kannst du nicht entbehren,
Es hilft dich ja ernähren.
Die stehn in Qualm, im Rauche,
Die ziehn aus ihrem Bauche.
Das wirst du wieder finden
Als Stadt in deutschen Gründen.

Julius Falck.

Auflösung.

R	A	D
A	U	E
D	E	R

Anagramm.

Ich nenne einen schönen Ort,
Myrth' und Citrone blühen dort.
Ein Zeichen an den Fuß gestellt,
Dann zähle ich zur Affenwelt.

Julius Falck.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Quelle, Qualle. — Des Homonyms: Winde.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.